

Kostbar ist das Leben im Einsatz für die Mission

Reflexion Nr. 1

Die Liebe Gottes leuchtet in unseren Herzen auf in den Farben des Regenbogens ... (A. Janssen)

Arnold Janssen: die falsche Person, zur falschen Zeit, am falschen Ort! Die falsche Person, da Arnold nicht die persönlichen Qualitäten hatte, die man normaler Weise vom Gründer eines weltweiten Unternehmens erwartet. Ein Klassenkollege sagte: "Von der ganzen Klasse wäre Arnold Janssen einer der Letzten gewesen, den man für eine solche Aufgabe als geeignet angesehen hätte." Die falsche Zeit, weil die 1870er Jahre sehr schwierig für die katholische Kirche in Deutschland waren, da viele Kirchenführer inhaftiert, Kirchengemeinden ohne Priester und Ordensgemeinschaften aufgehoben waren. Wegen des Kulturkampfes musste er das Missionshaus auf der anderen Seite der Grenze gründen, außerhalb seines eigenen Landes.

Die falsche Person! Und dennoch, heute, hundert Jahre nach seinem Tod, wird mehr über Arnold gesprochen und mehr zu ihm gebetet als jemals zuvor. Seit seiner Heiligsprechung im Jahr 2003 brennen vor seinem Grab in Steyl ununterbrochen, Tag und Nacht, Kerzen, die von Pilgern aufgestellt werden. Das Werk, das er begann, wächst immer weiter, jetzt auch mit verschiedenen assoziierten Laiengruppen. Wir wirken in mehr als 70 Ländern. Wichtiger als das zahlenmäßige Wachstum sind die Bemühungen, auf die Herausforderungen unserer Zeit zu antworten, auch wenn uns das auf Wege führt, die sich Arnold wohl kaum hätte vorstellen können. Er war eindeutig die rechte Person, und der Heilige Geist konnte dieses "armselige Werkzeug seiner Gnade" gut gebrauchen.

Der Heilige Geist kann auch durch uns Großes wirken, wenn wir uns ihm großmütig und uneingeschränkt hingeben, wie Arnold, der sein Leben und seinen missionarischen Einsatz als Antwort auf Gottes "unbeschreibliche Liebe" verstand.

„Alle drei Personen haben ihre Liebe zu den Menschen auf eine ganz neue und unerhörte Weise gezeigt: der ewige Sohn, indem Er selbst Mensch wurde; der Heilige Geist, indem Er herabkam, um in den Herzen der Menschen zu wohnen; der himmlische Vater, indem Er den Menschen die Lieblinge Seines Herzens [den Sohn und den Geist] sandte, um seine Liebe zu offenbaren.“ Für Arnold war Missionsarbeit die Anteilnahme an diesem tiefsten Verlangen Gottes nach den Menschen. Seine Erfahrung der Liebe Gottes verlieh ihm Begeisterung und Kraft, und um den Willen Gottes zu fördern, war er bereit, jedes notwendige Opfer zu bringen und die Kritik der Anderen zu ertragen.

Es ist daher nicht überraschend, dass der Ausspruch des hl Paulus: "Die Liebe Gottes ist in unsere Herzen ausgegossen durch den Heiligen Geist" (Röm 5,5), einer der fünf am häufigsten von Arnold Janssen zitierten Texte war, denn das ist die Grundlage aller Missionsarbeit. Mission ist eigentlich Gottes Liebe, die in unsere lieblose Welt hineinfließt, um wahres Leben und Freude zu bringen. Gottes Liebe floss ununterbrochen durch

Arnold in die Welt und das führte ihn dazu, immer mehr "den Wert der Seele", die Würde jeder Person zu achten. *"Die Verkündigung des Evangeliums ist der höchste Ausdruck der Nächstenliebe"* war die Grundlage seiner missionarischen Begeisterung, seiner brennenden Leidenschaft. *"Dafür ist kein Opfer zu groß."*

Und wir? Wir sagen natürlich, Missionsarbeit lohnt sich, und wir haben ihr unser Leben geweiht. Und doch, das Feuer der Begeisterung, das in Jesus und in Arnold brannte, scheint in uns heute nicht selten nur noch ein glimmendes Feuer zu sein, nicht länger eine Leidenschaft wie sie Christus hatte. "Es lebe das Herz Jesu in den Herzen aller Menschen!" ist kaum mehr als ein frommes Gebet.

Wie können wir das Feuer wieder neu entfachen? Wir hoffen, dass das Gedenkjahr der Heiligen Arnold und Josef uns dabei helfen kann. Ihr Beispiel kann uns anspornen, eine Haltung des Dialogs zu entwickeln, in der wir bewusst die Würde jedes einzelnen Menschen achten und verteidigen. In den Exerzitien vor einer Missionsentsendung sagte Arnold: *"Aus der frommen Betrachtung des Thrones Gottes [in den Herzen der Menschen ergibt sich] welch ein großes Werk das Missionswerk ist. Gesetzt, wir sähen ... das Herz derer, die im Stand der heiligmachenden Gnade sind, von Licht durchdrungen und umgeben, und im Mittelpunkt derselben den dreieinigen Gott. Welch erstaunenswerter Anblick!"*

Erstaunen und Ehrfurcht durchziehen alle Vorträge Arnolds. Erstaunen darüber, dass der dreieinige Gott seine Liebe zu uns auf solche Weise zeigt. Ehrfurcht vor der Würde und Schönheit, die diese unendliche Liebe jedem Menschen schenkt, "um Sohn oder Tochter des Vaters, Schwester oder Bruder des Sohnes, Tempel, Braut des Heiligen Geistes zu sein." In seiner letzten Pfingstpredigt drückte Arnold es so aus: *„Der Heilige Geist ist der Gott der Liebe, und ist gekommen, um die Menschen liebenswürdig zu machen vor dem Angesicht Gottes und ihnen seine Liebe zu offenbaren“*.

Besonders wenn wir anderen Liebe und Achtung erweisen, hilft uns der Heilige Geist, uns selbst als liebenswert anzunehmen. Hier ist der Schlüssel zur Heiligkeit, ein lebenslanger Prozess. "Nur die Liebe macht das Menschenherz weit." Arnold bemühte sich bewusst um Liebe und Achtung, doch nicht immer mit Erfolg, wie wir von einigen Menschen wissen, die mit ihm zusammen lebten. Er war kein fehlerloser Heiliger, aber er versuchte ernsthaft, sich der verwandelnden Liebe des Heiligen Geistes zu öffnen. Im Jahr 1901 Arnold bat die Gemeinschaft: *„Und wenn Ihr mir einen besonderen Dienst erweisen wollt, so helfet mir, etwas von der Fülle der göttlichen Liebe meinem kalten Herzen zu erleben. Und zwar habe ich hier an erster Stelle nicht die Liebe zu Gott, sondern die Liebe zu Euch allen im Auge. Wie dankbar würde ich sein, wenn Ihr mir diese Liebe erleben wolltet“*.

P. Gier, einer seiner frühen Kritiker, sagte, dass für diejenigen, die ihn in früheren Jahren gekannt hatten, Arnold im Alter wie eine andere Person war. Und doch musste noch im Jahr 1906 der Bischof von Roermond ernste Beschwerden einiger Brüder und sogar einiger Schwestern in Steyl auf ihre Stichhaltigkeit prüfen.

Wie Arnold, müssen auch wir mit unseren Schwächen ringen, uns unserer Gebrechlichkeit nur allzu bewusst. Aber es ist ein hoffnungsvolles Ringen, da wir wissen, dass weniger unsere eigenen Bemühungen als vielmehr Gottes Liebe uns ändert. Es ist eine Hoffnung, die sich nicht auf eine unbestimmte Zukunft bezieht, sondern auf die Gegenwart. Der Geist der Liebe, der in uns wohnt, macht jetzt jeden Menschen liebenswert. Das ist die Basis für die grundsätzlichen Forderungen, die bei den Generalkapiteln aufgestellt wurden:

- Auf den Anderen zugehen in einer Haltung der "Solidarität, der Achtung und der Liebe" (SVD 2006);
- "Das Mitleid Jesu gegenwärtig zu setzen in seiner prophetischen Sendung" (SSpS 2002);
- Das Geheimnis der heiligen Dreifaltigkeit, die in uns wohnt, zu meditieren, "um deren Licht auch auf den Gesichtern unserer Brüder und Schwestern erkennen zu können" (SSpSAP 2003).

„Wie das Licht der strahlenden Sonne,“ schrieb Arnold, „wenn es in den herabströmenden Wassertropfen sich bricht, mit siebenfacher Farbenpracht im Regenbogen erglänzt, so strahlt die Liebe des Hl. Geistes mit siebenfacher Gnadenwirkung in den Heiligen wieder und verleiht ihnen jene eigenthümliche Schönheit, welche jedes geistige Auge entzückt“.

Der in uns lebende Heilige Geist führe uns dazu, Freude an der Schönheit der Regenbogenfarben jeder Person, mit der wir leben und derer, denen wir dienen und vor allem uns selbst, zu finden.

Peter McHugh SVD

Zweimonatliche Reflexionen zum Gedenkjahr von Arnold Janssen und Joseph Freinademetz

Reflexion Nr. 2

Josef Freinademetz Ein Mann der Liebe, des Glaubens und des Gebetes

Der Weiler Oies, in dem Josef Freinademetz am 12. April 1852 zur Welt kam, liegt sozusagen im Herzen der Dolomiten, im Gadertal/Val Badia. Der kleine „Ujöp“, wie sie ihn in seiner Muttersprache Ladinisch riefen, lernte auf dem kleinen, 1500 Meter hoch gelegenen Bergbauernhof beten und arbeiten, wuchs hinein in das Brauchtum der Kirche und des Landes und durfte zusammen mit seinen Geschwistern erleben, was Heimat und Geborgenheit heißt.

Noch als Kind verließ er sein Elternhaus, um in der Bischofsstadt Brixen zu studieren. Es dürfte dem Zehnjährigen wohl etwas bange gewesen sein, als er sich so Schritt für Schritt – damals gab es noch keine Straße in sein Tal – von seinem Zuhause entfernte. Es waren die ersten von vielen Schritten, die schlussendlich zum Abschied von Heimat, Freunden und Familie führten. Es waren Schritte, die zur Verwirklichung seines Lebenstraumes führten, eines Traumes, der sich erst in der Ferne, in sehr weiter Ferne, nach vielen Schritten, erfüllen sollte. Seine Heimat, seine Freunde und Angehörigen, er hatte sie ins Herz geschlossen - und konnte sie gerade deshalb hinter sich lassen. Das Ziel seines Weges, seines Lebens war, für Gott und für die Menschen da zu sein. In China sah er sich dazu am richtigen Ort. Mit und für die Chinesen wollte er sein Lebensziel verwirklichen.

Leben aus Liebe

Einfach war das nicht. Bald nach seiner Ankunft in China musste er bittere Enttäuschungen hinnehmen. Aus seinem Abschlußbericht an Arnold Janssen über die ersten zwei Jahre geht hervor, wie schwer er sich tat. In der Heimat war er angesehen gewesen, beliebt, hatte sich angenommen gefühlt. In China, vor allem in den beiden Jahren in Hongkong, war es einsam um ihn, war er der ausgegrenzte Fremde. Er hatte darum zu kämpfen, nicht zu verbittern und in Mutlosigkeit zu versinken. Offen gesteht er, dass das Leben des Missionars – sein Leben – reich ist an Leiden: „Dornen bedecken seine Pfade“, umschreibt er das. Das viele Alleinsein, der relativ geringe Erfolg machten ihm zu schaffen und fanden in Vorurteilen ihren Niederschlag: „Der chinesische Charakter“ hat „wenig Anziehendes“, schreibt er in seiner anfänglichen Enttäuschung. Hätten die Missionare nicht andere Motive, würden sie alle „mit dem nächsten Dampfer nach Europa abfahren“. Es ist die typische Sprache eines Mannes, dessen Erwartungen sich nicht erfüllen. Aber Josef Freinademetz blieb nicht bei seinen Vorurteilen, er kämpfte gegen seine Enttäuschungen an: Jahre später findet er es unerträglich, wenn in seiner Gegenwart schlecht über die Chinesen geredet wird.

Man darf nicht vergessen, wie fremd ihm China zu Beginn gewesen sein muss. Es ist das Zeitalter des Imperialismus, da sich die weiße Rasse über alle anderen überlegen fühlt. In diesem Geist sind auch die Informationen über fremde Völker geschrieben. Josef Freinademetz versucht sein bestes, muss aber erkennen, dass die äußere Anpassung, die chinesischen Kleider, der obligatorische Zopf und der chinesische Name aus ihm keinen anderen Menschen machen. Er spürt, dass er ein hartes Stück Weg vor sich hat: Also beginnt er mit vollem Eifer „chinesische Anschauungsweise, chinesische Sitten und Gebräuche, chinesischen Charakter und Anlagen“ zu studieren. Und er weiß, dass das „nicht an einem Tag, auch nicht in einem Jahr und auch nicht ohne manche schmerzliche Operation“ zu machen ist. „Die Hauptsache bleibt zu tun übrig“, erkennt er, „die Umwandlung des inneren Menschen.“

Je länger Freinademetz unter und mit den Chinesen lebte und für sie arbeitete, desto stärker setzte sich sein menschliches Verständnis für sie durch, desto mehr kamen auch seine eigenen Charaktereigenschaften zum Tragen: „Diese liebenswürdige, heitere Freundlichkeit war gewiss zum Teil ihm kostbare Naturanlage. Aber nicht bloß das allein; sonst hätte er sich nicht so gleichmäßig und stetig in dieser Stimmung halten können.“ So beschreibt ihn Bischof Henninghaus.

Zäh wie Bergbauern sind, ließ sich Josef Freinademetz nicht entmutigen. Er reifte inmitten seiner Chinesen zum Heiligen heran, wurde zum selbstlosen Menschen, wie einer seiner Grundsätze zum Ausdruck bringt: „Andern nichts verweigern, für sich selbst aber nichts verlangen“; oder wie P. Johannes Blick SVD ihn zitiert: „Die Heiden werden nur durch die Gnade Gottes und, fügen wir hinzu, durch unsere Liebe bekehrt“; denn „die Sprache der Liebe ist die einzige Fremdsprache, welche die Heiden verstehen“. Josef Freinademetz hat diese Sprache der Liebe zu sprechen gelernt.

Weder körperliche Strapazen noch boshafte Schmähungen, weder schmerzhaftes Prügeln noch gefährliche Todesdrohungen konnten seine Liebe zu den Chinesen trüben. Er trug nicht nur ihre Tracht, er sprach auch perfekt ihre Sprache und versuchte auf ihre Weise zu denken. So wurde er in den Augen vieler zu einem Chinesen, fühlte sich mehr und mehr auch selbst so: „Ich bin ein Chinese geworden und will auch im Himmel ein Chinese sein.“ Solange er die ihm fremde Welt abgelehnt hatte, konnte Freinademetz nicht Missionar sein. Anpassung hatte nicht genügt: Gefordert war ein „innerer Wandel“, die eigene Bekehrung.

Leben aus dem Glauben

Dass er diesen Weg, den Weg des Dienstes am Menschen und für Gott überhaupt einschlagen und dann auch gehen konnte, verdankt er ohne Zweifel auch seiner Familie. Das Leben in seinem Elternhaus war vom Glauben geprägt. Der tägliche Rosenkranz war genauso eine Selbstverständlichkeit wie der sonntägliche Gang hinunter ins Dorf St. Leonhard zur Eucharistiefeier. Ja selbst während der Woche versuchte man, soweit es ging, an der Messe teilzunehmen. Die gemeinsamen Gebete, der Messbesuch sind nur äußere Zeichen für den tiefen, im Inneren verwurzelten Glauben, der die Familie Freinademetz prägte; es ist der Glaube, der Josef Freinademetz geformt hat, der ihm sein Leben lang Halt gegeben hat; in Oies, in seiner Familie, sind die Wurzeln dieses Glaubens zu suchen. Der Glaube war für ihn ein Erbstück, das er nicht für sich behalten konnte, sondern das er weitergeben, weiterschicken musste.

Wenn ihn uns die Kirche als Vorbild vor Augen stellt, dann heißt das in diesem Zusammenhang wohl: Den Glauben, den wir – wie er – geerbt haben, den dürfen wir nicht verstecken, sozusagen in die Tasche stecken, damit ihn nur ja keiner sieht, nein, den müssen wir – wie er – weitergeben, weiterschicken. Dass er dazu nach China ging, ist *seine* besondere Berufung. *Wir* müssen uns fragen, wo *unser* China ist, wo der Ort, wo die Menschen in unserem Leben sind, denen wir unseren Glauben vermitteln, das heißt greifbar, fühlbar machen müssen oder dürfen.

Leben aus dem Gebet

Als Josef Freinademetz Priester wurde, fühlte er sich von seiner Familie getragen. Und auch im fernen China, als Missionar, wusste er sich von seinen Angehörigen begleitet. Ungeschminkt ließ er seine Eltern, seine Geschwister, seine Freunde, seine Bekannten und Mitbrüder an seinen Freuden und Leiden in der Mission teilhaben. In fast allen Briefen an seine Familie und an seinen Freund Thaler ist eine Bitte enthalten: Sie mögen der ihm anvertrauten Chinesen und der ganzen Mission im Gebet gedenken, so wie auch er selbst immer wieder betont, dass er sie nie vergisst und immer wieder dem Herzen Jesu und der Gottesmutter empfiehlt. Noch bevor er auf Nimmerwiedersehen seine Heimat verlässt, schreibt er: „*Betet und dankt Gott auch Ihr täglich wenigstens mit einem Vater Unser und Gegrüßt seiest du Maria, dass er die Güte hatte, einen Missionär aus unserer Familie zu berufen.*“

Auf der Reise nach China bekennt er in einem Brief an die Eltern, wie schwer es für ihn falle, Familie und Heimat zu verlassen; er tröstet sich jedoch mit dem Gedanken, dass sie sich eines Tages wieder begegnen würden, vielleicht nicht in Oies, aber dann sicher im himmlischen Paradies: „*Betet für mich*“, so heißt es, „*und ich werde für Euch beten, dass dieser Tag für uns alle ein Tag der Freude sei. Betet auch, dass ich die Gnade habe, vorerst viel im Weinberg des Herrn zu arbeiten zum Heil der Seelen.*“

Ganz im biblischen Sinn schreibt er an seine Geschwister: „Lehrt Eure Kinder schon möglichst früh, die Welt und ihre Reichtümer zu verachten“ – womit wohl gemeint ist: nicht zum absoluten

Mittelpunkt zu machen – „Gott zu fürchten und zu lieben; lehrt sie beten, demütig und gehorsam sein. Betet auch für mich!“

Josef Freinademetz war überzeugt von der Kraft des Gebetes. Das machte ihn furchtlos. Mag die ganze Welt zusammenfallen, Gott lässt das Gebet nicht ungehört: *„Nur das eine ist immer notwendig, dass wir viel beten. Ein Leben ohne Gebet ist der sicherste Weg zur Hölle. Vergesst es nie, für uns und alle Missionare zu beten.“* Er wusste, nicht Gott braucht unser Gebet, aber unser Leben braucht das Gebet. Und nie vergaß er, dass unser Gebet nicht nur die eigenen Sorgen und Probleme, sondern vor allem die der anderen zum Inhalt haben muss. Betend werden wir so zur Stimme der Kirche in der ganzen Welt - so wie Josef Freinademetz in China.

Was kann uns Josef Freinademetz heute, in unserer säkularisierten Welt in Europa und Amerika, in Asien und Afrika, sagen?

- Glaube ist Berufung. Dazu gehört auch die Aufgabe, „den Menschen, die um ihren Glauben ringen, zum Glauben zu verhelfen.“
- Wir sind berufen zum Gebet; nicht Gott braucht unser Gebet, sondern unser Leben braucht das Gebet. Dadurch werden wir die Welt nicht sichtbar verändern, aber die Kraft des Gebetes (Gottes Kraft) kann Menschen begleiten, die Welt im Sinne des Evangeliums zu verändern, bis sie in Gott ihre Vollendung findet.
- Wir sind berufen zur Gemeinschaft: Wer sich zur Liebe bekehrt, wird zur Brücke zwischen den Menschen und ihren Kulturen.
- Wir sind berufen, ein Segen zu sein. Der Südtiroler Bischof Wilhelm Egger sagte in seiner Predigt bei der Diözesanwallfahrt zum heiligen Freinademetz: *„Wir werden zum Segen, wenn wir von Jesus Christus reden und seine Botschaft weitersagen... Wir werden zum Segen, wenn wir uns in der Art Jesu verhalten und Gutes wirken. So gehen wir als Gesegnete nach Hause. Wer sich von Jesus segnen lässt, dessen Leben wird verwandelt.“*

Peter Irsara SVD

„Kostbar ist das Leben im Einsatz für die Mission“

Reflexion Nr. 3
Die Eucharistie im Leben Arnold Janssens

Der heilige Arnold hatte eine große Liebe zur Eucharistie. Sie war schon ein Erbe seines Elternhauses. Die Mutter Arnolds war eine große Liebhaberin des Gebets und hatte eine besondere Liebe zur Eucharistie. An Sonntagen war sie schon gegen 4:30 Uhr früh in der Kirche, um an der ersten und den noch folgenden Eucharistiefiern teilzunehmen. Sie verbrachte oft einen großen Teil der Sonn- und Feiertage im Gotteshaus. Zur Zeit des „vierzigstündigen Gebetes“ blieb sie fast den ganzen Tag im Gebet. Auch an Werktagen wusste sie ihre vielen Arbeiten so einzurichten, dass sie immer an einer heiligen Messe teilnehmen konnte. Sie war überzeugt dass sie mit der Arbeit nicht fertig werden konnte ohne den Segen der Eucharistie.

Dieses Beispiel sowie das seines tief religiösen Vaters prägte sich dem jungen Arnold tief ein. Mit 11 Jahren ging er zur ersten heiligen Kommunion, was er als große Gnade ansah und worauf er sich gut vorbereitete, indem er, wie es damals üblich war, den ganzen Katechismus auswendig lernte. Über das religiöse Erleben Arnolds am Tage seiner Erstkommunion wird uns nichts berichtet. Er spricht wenig über seine religiösen Gefühle und sein inneres Erleben. Zwei Briefe, die er acht Jahre später an seinen kleinen Bruder Peter schrieb, als dieser zum ersten Mal zum Tisch des Herrn ging, lassen uns erahnen, was dieses Ereignis für Arnold bedeutet haben mag. Sie bezeugen seine Ergriffenheit über die Realpräsenz Jesu in der Eucharistie, die wir auch in seinem späteren Leben finden:

„Mit inniger Freude hat es mich erfüllt, als ich vernahm, dass du dieses Jahr wirklich das unbegreiflich große Glück haben sollst, zum Tische des Herrn zum ersten Male hinzutreten, an einem Mahle teilzunehmen, wonach die Engel gelüsten. O, wenn du es erkennstest, was es heißt, den Leib des Herrn zu empfangen! Weißt du es wohl, wer der ist, den du empfangen sollst? Es ist der König des Himmels und der Erde, der Herr der Ewigkeit..., der Mächtige, der den Erdball lenkt nach seinem Willen... Bereite schon jetzt dein Herz darauf vor... schütte dein ganzes Herz vor ihm aus, empfehle ihm deine Freuden und Leiden... Du wirst es nie bereuen, wie ich es jetzt bereue, so wenig zur Vorbereitung getan zu haben...“

In einem zweiten Brief, vier Tage später, schreibt Arnold:

„Der schönste, glücklichste Tag deines Lebens, der Tag, nach dem noch das Herz des Priesters im Silberhaar zurückverlangt, und dessen wonnevolles Andenken ihn noch immer und immer wieder mit stiller Freude erfüllt, ist endlich für dich angebrochen... O Bruder, lass mich dich tausendmal glücklich preisen. Du bist jetzt des Herrn Heiligtum, sein Erbteil und seine Liebe.“

In diesen Worten spüren wir etwas vom Pulsschlag der eucharistischen Liebe des heiligen Arnold. Er ist zutiefst erfasst vom Geheimnis des menschengewordenen Gottes und seiner Gegenwart in der Eucharistie, in der er seine Liebe kosten darf. Diese unbegreifliche Liebe möchte Arnold mit der ganzen Kraft seiner Seele erwidern und alles meiden, was ihn davon entfernen könnte.

Die gleiche Liebe und Ehrfurcht begegnen uns auch einige Jahre später in einem Brief Arnolds an seine Mutter, kurz vor seiner Priesterweihe:

„Ich sitze gerade auf meinem Zimmerchen allein im frühen Morgendunkel. Neben mir brennt noch die Kerze, vor mir steht ein Christusbild, und es ist still, ganz still in meiner Seele. Da tönt eben wieder von einem nahen oder fernen Kirchturm ein Glöcklein durch die dunkle Nacht zu mir herüber, es ruft die Gläubigen, sich von ihren Schlafstätten zu erheben und in die Kirche zu kommen, wo das allerheiligste Opfer vorbereitet wird. Es ergreift mich wunderbar; ich denke, auch du selbst sollst bald zum heiligen Altare hinzutreten, an Jesu Christi Stelle dort stehen und die heiligen Geheimnisse feiern.“

Diese Liebe und Ehrfurcht vor der Gegenwart Jesu Christi in der heiligen Eucharistie erfüllt Arnold auch in seinen späteren Jahren: „Jesus lebt in der Stunde der heiligen Kommunion in uns als Gott und Mensch. Sein göttlicher Leib berührt uns, und wir berühren ihn. Wie wunderbar wirkt Jesu Leib!... Die ganze Menschheit ist erlöst durch das Leiden und die Blutvergießung dieses hochheiligen Leibes. Und nun heiligt Jesu Leib uns in der heiligen Kommunion“ (Vortrag 1894). Ein Gedicht aus seinen reifen Lebensjahren (1896) lässt uns einen Blick tun in dieses Geheimnis der Liebe Arnolds zur Gegenwart Jesu in der Eucharistie.

Nach der heiligen Kommunion:

„O stilles Glück, o selig Los! Nun ist er ganz mein eigen!
 Der König wunderbar und groß, dem sich die Himmel neigen.
 O saget mir, wo ist ein Thron, der also wird geehret,
 Dass seiner Gott, des Vaters Sohn, als Ruhestatt begehret?
 Wo ist ein Schloss, in dessen Saal der Schöpfung König speiset?
 Wo hielt man je ein Freudenmahl, das Ihn als Gastfreund preiset?
 O unaussprechlich höchstes Glück! – Ich finde keine Worte;
 Auf mich fiel seiner Liebe Blick, er trat durch meine Pforte.
 Er trat in meine Kammer, die leer ist aller Zierde.
 Und reicht mir seiner Liebe Wein, als wär ich gleicher Würde.
 War je ein Fürst, der also tief von seinem Thron gestiegen,
 Dass er der Bettler Ärmsten rief, sich an sein Herz zu schmiegen?
 O höchster Königssohn, dem sich das Weltall neiget,
 Mein Herz nun, deiner Liebe Thron, in Ehrfurcht staunt und schweiget;
 Es schweigt ob deiner Minne Glut, in heiligem Entzücken,
 Dass du, mein Herr und Gott, geruht, es also zu beglücken.“

Ohne Zweifel ist die eucharistische Frömmigkeit Arnolds beeinflusst von der Theologie und Religiosität seiner Zeit. Ausgehend von der Theologie Matthias Scheebens, die ihn grundlegend geprägt hatte, war die Eucharistie für Arnold zunächst ein Gnadenmittel. Oft weist er darauf hin, dass in der Eucharistie, mit dem Göttlichen Wort, zugleich der Vater und der Heilige Geist gegenwärtig sind, wenn auch nicht auf dieselbe Weise. Die Konzentration auf das Zentralgeheimnis des christlichen Glaubens gibt seinem geistlichen Leben innere Einheit, Tiefe und Lebendigkeit. Die Hervorhebung der trinitarischen Dimension der Eucharistie ist ein Charakteristikum der eucharistischen Spiritualität des Steyler Gründers, wodurch sie ihre bleibende Bedeutung erhielt. Sie ist daher nichts Isoliertes, sondern ist eingebettet in die Zentralgeheimnisse des christlichen Glaubens: Dreifaltigkeit, Menschwerdung und Erlösung.

In jeder Eucharistiefeier begehen wir das ganze Mysterium der Erlösung und bekennen: „Deinen Tod, o Herr, verkünden wir, und deine Auferstehung preisen wir, bis du kommst in Herrlichkeit.“ In der Feier der Eucharistie nehmen wir teil am Heute

des christlichen Heilsgeschehens: Menschwerdung, Leiden, Tod, Auferstehung und Verherrlichung Christi und werden in das Geschehen mit hineingenommen.

Der heilige Arnold betrachtete die Eucharistie als Gedächtnisfeier des Kreuzesopfers auf Kalvaria, bei dem Jesus sich selbst dem Vater als göttliches Lamm darbrachte. Er forderte seine Mitbrüder auf, durch das Leben in den Gelübden an dieser Hingabe teilzunehmen: „Also sollen wir uns mit dem Heiland in der heiligen Messe opfern, unsere Gelübde und den in ihnen liegenden Akt der Hingabe an Gott wiederholen und uns vor keinem Leiden fürchten.“ Durchdrungen vom Glauben an die Realpräsenz Christi in der Eucharistie, schätzte und liebte der Gründer in besonderer Weise die Anbetung des allerheiligsten Sakramentes. Seine tiefe persönliche Verbindung zu diesem Geheimnis der bleibenden Gegenwart des Herrn in seiner Kirche brachte er auf verschiedene Weise zum Ausdruck: In Vorträgen, in den von ihm verfassten Gebeten, die sich an den im heiligsten Sakrament gegenwärtigen Christus richten, und vor allem in seinen häufigen Besuchen und oft langem Verweilen vor dem heiligsten Sakrament. Besonders in jungen Jahren verbrachte er nicht selten nachts ganze Stunden in der Kapelle.

Seit Beginn der Gründung der Schwesternkongregation hatte sich Arnold Janssen eine Kongregation mit zwei Zweigen vorgestellt: die der Missions- und die der Anbetungsschwestern. Letztere nennt er „Missionarinnen auf den Knien“, da sie den Auftrag erhielten, in besonderer Weise für die Mission zu beten. Hermann Fischer bezeugt von Arnold, dass für ihn alle Reichgottesarbeit an erster und entscheidender Stelle Gebetsarbeit war. Die Worte, die Arnold bei der Predigt der Eröffnung der Abteilung der Anbetungsschwestern spricht, sind charakteristisch für seine hohe Wertschätzung des Gebetes vor dem ausgesetzten Allerheiligsten Sakrament: „Die Klausurschwestern sollten wie Maria zu Füßen des Herrn sitzen, Ihn bei Tag und Nacht verherrlichen durch das göttliche Offizium und, sobald ihre Zahl es erlaubt, ewige Anbetung vor dem heiligsten Sakramente halten und so reiche Gnaden auf die heilige Kirche und die Genossenschaft herabflehen.“

Sr. Franziska C. Rehbein, SSpS

ARNOLD JANSSEN UND DAS GLEICHNIS VOM REICH GOTTES

„Das Himmelreich gleicht einem Senfkorn...“ (Mt.13:31)

„Niederschlagen möge uns nicht die Kleinheit des Beginnes. Ist doch auch der mächtigste Baum anfangs ein kleines Samenkorn und der stärkste Riese anfangs ein schwaches wimmerndes Kind.“ (Arnold Janssen bei der Einweihung des Missionshauses in Steyl)

Jesus redete über das Reich Gottes nur in Gleichnissen. Bemerkenswert ist, dass seine Gleichnisse einfache, alltägliche Begebenheiten zum Inhalt haben: ein Sämann geht aufs Feld, um Samen auszusäen, ein Fischer wirft seine Netz aus, um Fische zu fangen, eine Frau sucht nach ihrer verlorenen Münze, ein Hirt macht sich auf die Suche nach einem verlorenen Schaf; ein barmherziger Vater wartet auf den verlorenen Sohn usw. Alles einfache, alltägliche Ding.

Der Schluss dieser Gleichnisse überrascht uns jedoch mit etwas Außerordentlichem; ein kleines Samenkorn wächst zu einem großen Baum heran; die Samen in einem fruchtbaren Boden bringen hundertfältige Frucht.; das wieder gefundene Schaf bereitet mehr Freude als die übrigen neunundneunzig Schafe; der barmherzige Vater veranstaltet ein großes Fest für seinen verlorenen Sohn, der heimgekehrt ist.

Das Reich Gottes ... *ist gerade so*. Die Fähigkeit, das Reich Gottes wahrzunehmen, beruht auf dem Gespür, Außergewöhnliches in gewöhnlichen Dingen zu sehen. Deshalb sagt Jesus: „Selig sind die, deren Augen sehen, was ihr seht“. (Lk 10.23). Es ist die Fähigkeit, in einem keimenden Spross den Wald zu sehen oder das Geheimnis des Himmels und des Ozeans in einem Tropfen Morgentau zu entdecken.

Wie Jesus die Geschichte des Reiches Gottes in Gleichnissen erzählte, so erzählten die frühen Christen die Geschichte Jesu – sein Leben, Tod und Auferstehung – als das beste Gleichnis von Gottes Gegenwart. Er ist das kleinste Samenkorn, das gesät wurde, das starb, wuchs und eine überreiche Ernte einbrachte. Er ist das Brot des Lebens, geteilt und vermehrt für die Hungrigen. Er ist das lebendige Wasser, das für die Dürstenden fließt. Er ist das Licht, das in der Dunkelheit leuchtet. Als Jesus später seine Jünger aussandte, damit sie seine Sendung fortsetzten, sandte er sie aus mit leeren Händen, denn er wollte, dass sie dem Weg des kleinen Samenkorns folgten, das durch seinen Tod neues Leben bringt. Unter der Führung des Heiligen Geistes verstanden die Jünger dieses Geheimnis des Reiches Gottes, so wie später auch Benedikt in der Höhle von Subiaco, wie Franz von Assisi, der mittellos sein Elternhaus verließ, wie Arnold Janssen in einem alten, verfallenen Haus in Steyl oder wie Mutter Theresa, die den Armen und Notleidenden in den Straßen von Kalkutta half.

Ja, wir können sagen: das Leben und die Sendung Arnold Janssens ist ein neues Gleichnis des Reiches Gottes. Wir erinnern uns an seinen Ausspruch am Tag der Einweihung des deutsch-holländischen Missionshauses, als viele Leute über den armseligen Beginn enttäuscht waren. „Niederschlagen möge uns nicht die Kleinheit des Beginnes. Ist doch auch der mächtigste Baum anfangs ein kleines Samenkorn und der stärkste Riese anfangs ein schwaches wimmerndes Kind. Wohl wissen wir, dass wir mit den Kräften, die wir bis jetzt besitzen, unsere Aufgabe nicht lösen; aber wir hoffen, dass der liebe Gott uns alles Erforderliche zuführen werde. Und so mag der liebe Gott mit uns tun, was Er will. Wird aus unserm Hause etwas, so wollen wir das der Gnade Gottes danken, und wird nichts daraus, so wollen wir demütig gegen die Brust schlagen und bekennen, wir waren der Gnade nicht wert....Und

darum richte ich an die hier Versammelten die Aufforderung: Was können wir tun? Erstens Gebet: Bittet den Herrn der Ernte. Zweitens Opfer.“

Zunächst haben wir zu beten, denn letztlich ist das Reich Gottes das Werk Gottes selbst. Wir sind nur Werkzeug in seinen Händen. Aber wir haben Opfer zu bringen, denn die Nachfolge Jesu führt uns den Weg des kleinen Samenkorns, das sterben muss, um zu wachsen und Frucht zu bringen. In diesem Zusammenhang erinnern wir uns auch daran, wie Arnold gleichsam mit leeren Händen sein Missionswerk begann, wie er sein ganzes Vertrauen auf den Herrn der Ernte setzte und auf die Brüder und Schwestern, die seine Vision unterstützten, baute.

Er weihte seine erste Missionsgesellschaft dem Göttlichen Wort. Damit wollte er uns an die wesentlichen Aussagen der Prologs des Johannesevangeliums erinnern: „Im Anfang war das Wort ... Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“ (Joh. 1:1.14). Die vordringlichste Haltung des Missionars sollte deswegen eine kontemplative sein, die das Wort Fleisch werden und unter uns leben lässt. Unser heiliger Missionar, Josef Freinademetz, ist hierfür ein gutes Beispiel. Er fragte einst Arnold Janssen, wie er sich am besten für seine Mission in China vorbereiten könne. P. Arnold gab ihm den Rat, das Evangelium auswendig zu lernen. Es könnte ja sein, dass es verboten sei, eine Bibel mit in das ferne und fremde Land zu nehmen. So hätte er das Evangelium aus seinem Herzen zu predigen. Josef folgte diesem Rat, aber er tat mehr, als nur den Text auswendig zu lernen. Es ließ das Wort in seinem Leben Gestalt annehmen; seine Person wurde durch das Wort verwandelt und wurde so zur frohen Botschaft für die Menschen in Süd Shantung. Als Arnold später Brüder und Schwestern als Missionare in die verschiedensten Teile der Welt sandte, verwirklichte er das Gleichnis vom Sämann, der den Samen auf den Acker aussäte. Arnold war sich bewusst, dass viele Hindernisse am Wegrand liegen und der felsige und dornige Boden Widerstand leisten werden. Am Ende jedoch werde das Wort fruchtbaren Boden finden und reiche Frucht bringen. Er ermahnte daher die Missionare, im Werk der Evangelisierung ihr Bestes zu geben, denn „die Verkündigung der frohen Botschaft ist die größte Tat der Nächstenliebe“.

Von Anfang an waren unsere Kongregationen (SVD, SSpS, SSpSAP) als internationale Gemeinschaften gedacht, die Mitglieder aus verschiedenen Völkern und Kulturen aufnehmen sollten. Denn unsere Missionare sind gehalten, in alle Länder zu gehen, besonders in jene, wo die Frohe Botschaft noch nicht oder nur ungenügend verkündet worden ist. In diesem Sinne sind unsere Gesellschaften Hinweise auf die messianische Aussage Jesu: „Man wird von Osten und Westen und von Norden und Süden kommen und im Reich Gottes zu Tisch sitzen“ (Lk 13:29).

Wenn wir heute unsere Mission unter dem Stichwort „Prophetischer Dialog“ oder „lebenspendende Beziehungen“ neu fassen, dann bestätigen und vertiefen wir schlichtweg die missionarische Sichtweise, die wir von unserem Stifter erhalten haben. Durch die Arbeit unserer Missionare, insbesondere durch ihr Bemühen um die Glauben-Suchenden, um die Armen und an den Rand gedrängten verwirklichen wir das Gleichnis vom Guten Hirten und vom barmherzigen Vater. Indem wir zu Völkern anderer Religion und Kultur gehen, bezeugen wir mit großem Nachdruck den allumfassenden Charakter des Reiches Gottes.

Wenn wir die Gleichnisse Jesu lesen, uns die Lebensgeschichte Arnold Janssens vor Augen führen und unsere heutige Mission bedenken, stellen wir fest, dass der Herr große Dinge durch seinen einfachen Diener von Goch bewirkt hat. Das Außergewöhnliche in einer gewöhnlichen Person!

So führen wir heute froh unsere missionarische Sendung fort. Wenn auch die Anzahl der Mitbrüder in Westeuropa abnimmt und die finanziellen Mittel weniger werden, so werden unsere jungen Missionare aus Asien, Afrika, Amerika oder aus verschiedenen Gegenden Europas eine neue Zeit der Gnade erleben, indem sie dem Herrn auf dem Weg des kleinen Samenkorns folgen. Denn „wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht“ (Joh. 12:24). „Wer gibt, was er hat, ist wert, dass er lebt,“ sagt Arnold.

Leo Kleden, SVD, Ledalero, Flores.

Zweimonatliche Reflexionen zum Gedenkjahr von Arnold Janssen und Josef Freinademetz, zusammengestellt vom Arnold-Janssen-Spiritualitätszentrum, Steyl

Kostbar ist das Leben im Einsatz für die Mission

Reflexion Nr. 5:

Mutter Josefa, Hendrina Stenmanns



„Gott, Heiliger Geist, deiner Liebe und Verherrlichung weihe ich mein ganzes Leben“. - „Vergesst mich nicht, wenn der liebe Gott mich abruft!“

Jene von uns, welche die Möglichkeit und die Gnade hatten, einen geliebten Menschen - vor allem den Vater oder die Mutter - in der Zeit von Krankheit und Tod zu begleiten, bewahren diese Momente als einen „kostbaren Schatz“ in ihrem Herzen, als einen persönlichen „kairos“ und einen der Familie, als eine geheiligte Erinnerung, die tröstet und zugleich verpflichtet.

In unserem missionarischen Dienst haben wir ebenfalls Möglichkeiten, Menschen und unseren leidenden Gemeinschaften in der Stunde der Schmerzen und des Todes nahe zu sein. Wie viele Zeugnisse des Glaubens und der

Hoffnung teilen wir in den Gemeinschaften, Krankenstationen, Heimen, auf der Straße, auf dem Land und in der Stadt! Wie viele Beispiele gelebten geistlichen Zeugnisses sind wir privilegiert, jeden Tag zu sehen, zu hören und zu erfahren! Wie viel können wir über den Wert und den Sinn des Lebens und Sterbens lernen, indem wir den missionarischen Weg des Begleitens und Begleitet-Werdens gehen!

In diesen Momenten, in denen wir den Schmerzen und dem Tod nahe sind, erfahren wir menschliche Gebrechlichkeit und Machtlosigkeit. Zugleich spüren wir die Kraft, Wahrheit und Schönheit der Liebe, die jede Faser unseres Wesens durchdringt und uns in eine andere Dimension versetzt, in den Bereich dessen, was „wirklich und ewig“ ist. Gerade in der Verbindung von Schmerz und Hoffnung, Zärtlichkeit und Geduld, Leben und Tod nehmen Gesten, Gebete, gute Ratschläge und Abschiedsworte besondere Bedeutung an. Wie tiefgehend sind die Spuren, welche dieses Abschiednehmen vom Leben prägen! Umso mehr können wir diesen Erinnerungen der Liebe zugestehen, uns wie eine Hintergrundmusik auf dem Weg zu unserem eigenen Ostern zu begleiten.

Sicherlich tut es uns gut, uns an besondere Augenblicke zu erinnern und unsere Erinnerungen an geliebte Menschen innerhalb unserer Familie auszutauschen. Auf diese Weise bleiben sie lebendig, gegenwärtig und

wirklich in unserem Herzen. Ihr Vermächtnis wird aufrichtig geschätzt und untereinander geteilt, denn die Liebe lässt nicht zu, dass wir unsere Erinnerungen vergessen oder achtlos mit ihnen umgehen. Das hat für uns als Mitglieder der SSpS, SSpSAP und SVD einen besonderen Stellenwert, da wir in diesem Jahr des 100. Todestages der Heiligen Arnold Janssen und Joseph Freinademetz gedenken und die Seligsprechung von Mutter Josefa, Hendrina Stenmanns, feiern. Das geistliche Erbe, welches sie uns hinterlassen haben, wird damit wirksamer.

Mit dieser kurzen Reflexion habe ich die Absicht, im Besonderen das Andenken an Mutter Josefa zu ehren. Arnold Janssen schätzte und bewunderte sie. Er dankte ihr als Mit-Gründerin unserer Kongregation der Dienerinnen des heiligen Geistes. P. Arnold drückte das in einem Brief aus, den er am 20. Mai 1903, dem Todestag von Mutter Josefa, aus St. Gabriel an die Missionsschwestern und Anbetungsschwestern schrieb:

„Dieser Todesfall ist wieder ein harter Schlag für mich, in dem ich einer weiteren Stütze beraubt worden bin, welche Gott der Herr zum Werke der Klostergründung mir an die Seite gegeben hatte ... Ihr aber ist nach einem höchst verdienstvoll zugebrachten Leben nun die schöne Krone der Vergeltung zuteil geworden ... Wie einfach war ihr Sinn, wie kindlich ihr Gemüt, wie aufrichtig ihr Gehorsam und ihre schlichte selbstlose Demut, wie unverdrossen ihr Fleiß, wie bekümmert ihre mütterliche Sorge, wie innig ihre Frömmigkeit, wie hingebend ihre Liebe zu Gott, wie musterhaft ihr heiterer, jungfräulicher Sinn, wie anerkennend ihre Wahrheitsliebe und ihr Gerechtigkeitsinn, wie bewundernswert endlich ihre große Geduld in ihrer langen Krankheit, ihre lautlose, stets gleich bleibende Ergebung in Gottes heiligen Willen, ihr furchtloses Verlangen nach dem Tod und ihre Sehnsucht nach dem himmlischen Reiche“.

Man kann sagen, dass diese erstaunliche Beschreibung und Anerkennung von Seiten unseres Stifters zu einem großen Teil die unzähligen persönlichen Zeugnisse über Mutter Josefa zusammenfasst, die von den älteren Schwestern der Kongregation, von Familienangehörigen und Bekannten abgegeben wurden. Alle stimmen darin überein, dass sie nicht eine Person vieler Worte war, sondern vielmehr eine betende und praktische Frau, die wusste, ihre Worte in Taten umzusetzen, und die fähig war, missionarischen Eifer in anderen zu wecken. Es ist daher verständlich, wenn viele Schwestern in Bezug auf Mutter Josefa auf das bekannte Sprichwort anspielten und sagten: „Worte belehren, Beispiele reißen hin.“

Sogar während ihres schmerzlichen Leidens motivierte Mutter Josefa alle um sich herum noch von ihrem Krankenbett aus durch ihr lebendiges Beispiel. Mit der Aussage „Mein Herz ist bereit“ fasst sie die Bestimmung ihrer Existenz zusammen und fordert uns auf, unser missionarisches Ordensleben bereitwillig aus der dynamischen Kraft der Liebe des Dreieinigen Gottes zu gestalten. Vor ihrem Tod verabschiedete sie sich und wünschte sich sehnlichst, dass das Werk Gottes fortgesetzt würde, welches in Steyl begonnen und sich über die Jahre in der ganzen Welt ausgebreitet hatte. Ihr geistliches Testament ist ein Text von großer Bedeutung im spirituellen Erbe der Missionsschwestern sowie auch für die größere Arnoldus-Familie. Heute lädt uns dieses Testament zu neuer Sinngebung ein, um die Grundsätze und Werte des Evangeliums schöpferisch zu leben, die ihr geholfen haben, ein Wagnis einzugehen. Es verpflichtet uns, in einem Prozess des ständigen Wachstums und der Bekehrung treu und erfindungsreich unterwegs zu sein. So wird unser Leben nicht nur bloße Worte bleiben, sondern vielmehr - mit der Gnade Gottes - ein Ordensleben sein, das andere ermutigt, auf den Ruf zum missionarischen Zeugnis Antwort zu geben.

Obwohl das geistliche Testament von Mutter Josefa eine eingehendere Betrachtung verdienen würde, möchten wir nur kurz einige Hauptpunkte bedenken. Ohne Zweifel könnte sich jede einzelne Person und jede Kommunität weiterhin damit befassen und dabei auch biblische und sozio-kulturelle Aspekte einfließen lassen, sodass sein wesentlicher Aussagegehalt in unseren verschiedenen Kontexten zum Tragen käme.

„Mögen Sie doch den Heiligen Geist recht verehren! ... Das herzinnige ‚Komm, Heiliger Geist‘ sollte das Atemholen einer Dienerin des Heiligen Geistes sein!“ Mutter Josefa lebte in Glaube, Vertrauen und Liebe eine tiefe Beziehung zu Gott dem Heiligen Geist. Schon bei ihrem ersten Besuch in Steyl, wahrscheinlich zum Pfingstfest 1880, motivierten sie das Beten und der Missionseifer, die sie dort antraf, an Arnold Janssen zu schreiben und um Aufnahme ins Missionshaus zu bitten:

„Recht eifrig habe ich um die Erleuchtung des Heiligen Geistes gebetet, damit der liebe Gott mich dahin führe, wohin er mich zu führen von Ewigkeit her beschlossen hat. Der Gedanke, dass ich im Missionshaus eintreten soll, verlässt mich nicht ... Ich verlange auch nichts, als mit der Gnade Gottes die Geringste zu sein und mich für das Werk der Glaubensverbreitung zum Opfer zu bringen.“

Sie weihte ihr ganzes Leben dem Heiligen Geist und vertraute sich der Führung und Begleitung des Göttlichen Hauches an. Auf diese Weise gelang es ihr, missionarische Kontemplation und Aktion miteinander zu verbinden. Ihre Offenheit und ihr Glaube, unter der Gegenwart des Geistes zu leben, halfen ihr, mit dem Blick auf Jesus ihren Weg zu gehen. Sie vertraute in die Güte des Vaters, stellte alles hintan, was ihrer Selbsthingabe hinderlich war, hieß mit Aufmerksamkeit die neuen Zeichen des Lebens in sich selbst und in anderen willkommen und war stets darauf bedacht, als Frau, Schwester und Mutter in ihrer missionarischen Berufung zu reifen. Wie Arnold bemühte sich auch Mutter Josefa, in ihren Töchtern das wache Bewusstsein zu wecken, dass der Heilige Geist der „Hauptakteur der Mission“ ist. Oft sagte sie: „Der Heilige Geist steht an der Spitze der Genossenschaft.“ Wie der auferstandene Jesus den Heiligen Geist seinen Jüngern einhauchte (vgl. Joh 20,22), so gab auch Mutter Josefa in ihrem Leben und sogar auf ihrem Totenbett den Schwestern das Geheimnis der missionarischen Beglückung weiter: Offenheit und Gehorsam dem Geist gegenüber. „Das ‚Komm, Heiliger Geist‘ muss das Atemholen der Dienerinnen des Heiligen Geistes sein!“

„Die schwesterliche Liebe recht üben.“ Beide, Mutter Maria Helena und Mutter Josefa, lebten und gaben die Überzeugung weiter, dass persönliche Beziehungen, die in der „evangelischen“ Liebe wurzeln, echte Zusammengehörigkeit schaffen, Wachstum der einzelnen Person und der Gemeinschaft garantieren und ein glaubwürdiges christliches Zeugnis geben. Mutter Josefa sagte gern: „Gott führte uns zusammen, um ein Herz und eine Seele zu sein ... Bleibt immer vereinigt und sorgt dafür, dass unter den Schwestern in den verschiedenen Aktivitäten ein gutes Verhältnis bleibe.“ Für sie waren die Haltung der Freundschaft und ihre konkreten Gesten, gegenseitige Hilfsbereitschaft, Anerkennung, Achtung, Toleranz, Fürsorglichkeit, Vertrauen und Vergebungsbereitschaft der Gradmesser, mit dem man das Ausmaß der „evangelischen“ Vollkommenheit und der Verinnerlichung der Gesinnung des Sohnes messen konnte. Er ist der Sohn, welcher uns bis zum Äußersten geliebt und uns vor seiner Rückkehr zum Vater geboten hat, „liebt einander, wie ich euch geliebt habe (vgl. Joh 15,12-17). Gerade wie die Zeit Jesu und jene der Gründergeneration im Kulturkampf ist unsere Zeit durch Zusammenbrüche, Spaltungen und verschiedene Konflikte gekennzeichnet. Nun sind wir an der Reihe, „evangelische“ Liebe zu übersetzen, nicht so sehr mit Worten und Sprache, sondern vielmehr in Gesten, Haltungen und gemeinschaftlichen Aktionen, welche die Welt vermenschlichen.

„Bleibt demütig und einfach.“ Mutter Josefa hat niemals ihre sozio-kulturelle Herkunft vergessen. Schon in ihrer Kindheit war sie für ihre Einfachheit, Dienstbereitschaft und Demut bekannt. Am Anfang steht ihre tiefgehende Erfahrung, vom Guten Vater geliebt und umsorgt zu sein. So wusste sie, wie sie die tiefe Sehnsucht, die Gott in ihr Herz gelegt hatte, fruchtbar machen könnte: eine offenherzige Frau zu sein, die sich zur Ausbreitung des Reiches Gottes viel abverlangte. Die franziskanischen Tugenden der Demut und Einfachheit, in denen sie seit ihrer Jugend gewachsen war, schenken ihr die Erfahrung starker menschlicher Genugtuung - selbst in Zeiten großer Schwierigkeiten. Befreit von Verlangen und bedrückender selbstsüchtiger Anmaßung und angeleitet vom Heiligen Geist, dem Vater der Armen, hat sie gelernt, sich selbst zu überwinden und das Verlangen des Sohnes zu erfüllen, der nicht gekommen ist, bedient zu werden, sondern vielmehr zu dienen, und der jubelte, weil der Vater diese Dinge den Weisen verbarg und sie den Einfachen offenbarte. Wir leben heute eingefügt in einer Gesellschaft, die Wohlstand, technisches Gerät und äußeren Schein zu Götzen macht. Mutter Josefa lädt uns ein, den Wert der Kleinheit und die Weisheit der Armen wiederzugewinnen (vgl. Mt 11,25-30).

„Respekt für P. Arnold als Vater und Stifter ... Betet für die Priester und pflegt gute Beziehungen zu den Priestern und Brüdern.“ Mutter Josefa anerkannte, schätzte und liebte P. Arnold als geistlichen Vater und Gründer der missionarischen Kongregationen. Sie sah in P. Arnold ein erwähltes Werkzeug Gottes, um das große Werk der Glaubensverbreitung mit Weitsicht und missionarischem Eifer voranzutreiben. In den Briefen zwischen Arnold Janssen und Mutter Josefa stoßen wir auf eine Beziehung, die auf Glauben, gutem Geist von Zusammenarbeit, Verständigung, Einfühlungsvermögen und Respekt beruht.

Vom frühesten Beginn unserer drei Kongregationen an wurden die Werte des Helfens, der Zusammenarbeit, des Gebetes und der gegenseitigen Unterstützung als bedeutsam angesehen. Mit den Jahren wuchsen diese Überzeugungen weiter, zusammen mit jener bezüglich der Notwendigkeit, auf die Würde jedes Menschen und jeder Berufung zu achten, sowie auch auf die Bedürfnisse der Einzelnen und auf die natürlichen Unterschiede, welche uns bereichern, einzugehen. Diese Überzeugung stammt nicht aus praktischen Überlegungen oder aus persönlichen Bedürfnissen, sondern aus dem Verständnis und dem rechtmäßigen Ausdruck unserer trinitarischen Spiritualität und unseres missionarischen Charismas.

Dieselben Punkte hat P. Antonio Pernia, der Generalsuperior der SVD, 2002 beim 12. Generalkapitel der SSpS in seinem Referat zum Thema gegenseitiger Zusammenarbeit angesprochen. Er wies darauf hin, dass man echte Zusammenarbeit nicht improvisieren kann, sondern dass sie auf vorbereitender Ausbildung beruht und Personen braucht, die dialogfähig sind und nicht alten oder neuen Vorurteilen unterliegen. Zusammenarbeit verlangt weiterhin, dass wir gegenseitig unsere Geschichte, unser Charisma, unsere Spiritualität und Mentalität und unseren Lebensstil kennen und anerkennen. Sie hilft uns, der Lebenswirklichkeit von Anderen ins Auge zu sehen und zugleich eine gute Selbsterfahrung zu gewinnen.

Mögen wir während dieses Gnadenjahres durch Studium und Aktionen immer wieder das Interesse und die Begeisterung für das Zeugnis unserer Gründergeneration entfachen, deren Leben, gegeben für die Mission, wertvoll war. Indem wir die Worte des hl. Arnold Janssen benützen, antworten wir auf das Verlangen, dass wir Mutter Josefa niemals vergessen: „Ich schätze Mutter Josefa sehr. Ich bin von Herzen dankbar für die vielen und wichtigen Dienste, die sie für die Genossenschaft der Dienerinnen des Heiligen Geistes geleistet hat. Ich bin froh darüber, dass der Herr sie zur Leiterin aller Schwestern, die sie als ihre gute Mutter betrachten, bestellt hat.“

Sr. María Cristina Avalos, SSpS